

Für meine Frau Renate,
unsere beiden Töchter Damaris und Rebekka
und für unsere Mitarbeiter,
die hoffnungslosen Kindern in der Ukraine
neue Hoffnung schenken.



WEISSRUSSLAND

POLEN

Lwow

Kiew

Sw

MOLDAWIEN

RUMÄNIEN

SCHWA



Prolog

Müde lasse ich mich ins Auto sinken. Hinter mir liegen anstrengende Wochen und nun steht eine wichtige Mitarbeiterkonferenz in der Ukraine an. In den Stunden vor meinem Flug nach Osteuropa habe ich noch letzte Dinge in unserem Missionsbüro erledigt.

Auf dem Frankfurter Flughafen schnappe ich mir schnell eine Sportzeitung. Ich will nichts mehr hören und sehen, nur noch abschalten. Erleichtert registriere ich im Flugzeug den freien Platz zwischen mir und einem jungen Mann. Mein iPod verwöhnt mich mit leiser Entspannungsmusik. Langsam finde ich wohlverdiente Ruhe.

Eine Stunde vor Moskau erhalten die Passagiere ein Einreiseformular, das ich bereits im Schlaf ausfüllen kann, doch mein Nachbar kämpft verzweifelt mit den Fragen. Schüchtern flüstert er: „Entschuldigung, können Sie mir helfen?“

Als wir fertig sind, fragt er höflich: „Warum fliegen Sie nach Moskau?“

Oh nein, ich habe überhaupt keine Lust auf eine Unterhaltung! Doch ehe ich mich versee, befinden wir uns mitten in einem regen Gespräch.

Von zwölf Jahren, in denen ich Bibeln in Länder hinter dem Eisernen Vorhang geschmuggelt habe, erzähle ich und über Christen, die nach Sibirien verbannt wurden, weil sie ihren Glauben aktiv auslebten. Ich schenke Einblicke in den Untergang des Kommunismus, in eine Zeit, in der Gott ganz neue Türen öffnete und wir in finsternen, russischen Gefängnissen lebendige Gemeinden gründeten. Ich spreche über den sozialen Abstieg verzweifelter Menschen, deren Irrweg irgendwann auf stinkenden

Müllhalden endet und natürlich über unsere bewegende Arbeit unter Kindern.

Wie gebannt lauscht der Mann meinen spannenden Geschichten, versucht seine Gedanken zu sortieren: „Sie sind wohl ein sozial engagierter Mensch?“

Das kann ich natürlich nicht so stehen lassen. Ich erkläre ihm, dass ich Christ bin, dass Gott mich in diese Arbeit berufen hat, wie er uns immer wieder Kraft und die nötigen Finanzen für unsere Missionsarbeit schenkt, wie ich ihn im Alltag erlebe.

Holprig landet das Flugzeug auf einem verschneiten Rollfeld, als mir jemand sanft auf die Schulter klopft. Überrascht drehe ich mich zu einem jungen Mann um, der Tränen in seinen Augen hat.

„Entschuldigen Sie bitte, ich saß eine Reihe hinter Ihnen. Ich habe Ihr Gespräch gehört. Vor einem Jahr bin ich mit meinen Eltern und Geschwistern ausgewandert. In unserer Armut in Sibirien wurde uns Deutschland zum verheißenen Land, einem unerreichen Traum, einem wunderschönen Platz, an dem sich all unsere Probleme von alleine lösen. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Nun leben wir fern der alten Heimat, finden keine Freunde, keine Arbeit, fühlen uns wie ungewollte Fremdlinge, wissen nicht, wie es weitergehen soll.

Vor einigen Tagen ist meine Großmutter in Sibirien gestorben. Da hat mich unser Familienrat auf die traurige Reise geschickt, sie zu beerdigen. Ich fühle mich hilflos, elend, aber das, was Sie da gerade erzählt haben, hat mir neuen Mut geschenkt.“

Da stehen wir im Gang eines russischen Flugzeugs, beide mit Tränen in den Augen. Vorsichtig lege ich meine Hand auf seine Schulter, spreche ein leises Gebet, danke Gott für diese wunderbare Begegnung.

In den nächsten Tagen lässt mich auf meiner Reise durch Russland und die Ukraine ein Gedanke nicht mehr los. Wie viele

Menschen um uns herum stecken in scheinbar unüberwindbaren Problemen, ohne die Kraft, ihrer traumatischen Vergangenheit zu entrinnen? Wie vielen raubt tiefe Hoffnungslosigkeit jeglichen Mut zum Leben? Andere suchen nach Hilfe, nach Antworten. Und wir Christen haben Antworten, könnten ermutigen, schweigen aber, aus welchem Grund auch immer.

Doch es geht nicht nur um andere, sondern auch um mich. Ich vergesse so viele wertvolle Erlebnisse, die ich mit Gott gemacht habe, Erfahrungen, die mir in schweren Zeiten Mut und neue Kraft schenken können.

Es geht darum, Gott Danke zu sagen für jeden Augenblick, an dem er mir zur Seite steht, für die Kraft, aus der ich leben darf, dafür, dass er mein Leben reich macht. Für all das möchte ich mit diesem Buch Gott *Danke* sagen!

1. Von Bibelschmuggel und Untergrundgemeinden

Spätherbst 1980. Reifen quietschen. Autotüren werden aufgerissen. Vier Volkspolizisten hasten auf unser Fahrzeug zu.

Wie gelähmt starrt der Schweizer Mitarbeiter unserer Mission auf die Polizisten. Angespannt hocke ich auf dem Rücksitz. Die Geheimfächer im Auto sind geöffnet. Ich bin gerade damit beschäftigt, christliche Literatur, die wir nach Ost-Berlin geschmuggelt haben, aus ihren Verstecken zu holen.

Blitzschnell werfe ich eine Woldecke über die Bücher und die Öffnung vom Geheimfach, schaue auf einen Stadtplan, als wenn ich verzweifelt etwas auf der Karte suche, warte auf den unvermeidlichen Super-GAU.

Jahrelang schmuggelte das Schweizer Ehepaar Bibeln durch den Eisernen Vorhang. Nun befinden sie sich auf ihren Abschlussfahrten, bevor sie unsere Mission verlassen wollen – ein Tag Ost-Berlin, eine Woche zu ihren Lieblingskontakten in der DDR.

Am Mittag setzen wir die Frau bei der Botschaft ab, um Visa für ihre DDR-Reise zu beantragen. In der Zwischenzeit suche ich mit ihrem Mann einen sicheren Platz, an dem wir die christliche Literatur aus den geheimen Verstecken in unserem Fahrzeug holen wollen, um sie einer Kontaktperson zu bringen.

Doch wo ist in Ost-Berlin ein sicherer Ort für diese riskante Aktion? Schließlich landen wir in einem kleinen Waldstück, merken nicht, dass wir bereits, wenn auch nur um wenige Hundert Meter, die Grenzen von Ost-Berlin hinter uns gelassen ha-

ben. Hier können wir uns endlich an die Arbeit machen. Doch da nimmt das Schicksal seinen Lauf.

Da sind wir nun, ein Schweizer und ein Deutscher in einer großen amerikanischen Limousine mit holländischem Nummernschild, in der frühabendlichen Dunkelheit außerhalb von Ost-Berlin, auf einem matschigen Waldweg. Zu allem Überfluss stellen wir auch noch fest, dass der Schweizer keinen Pass bei sich hat. Den hat seine Frau in der Botschaft.

„Dokumente!“

Mit zitternden Fingern reiche ich dem unfreundlichen Beamten meinen Pass und die Fahrzeugpapiere. Misstrauisch stapfen die anderen Vopos um unser großes Auto herum, beleuchten es mit ihren Taschenlampen von allen Seiten.

Wohl selten habe ich so intensiv gebetet wie in diesem Augenblick. Sollte dieses Erlebnis das Ende meiner Missionstätigkeit sein?

Fragmente spannender Bilder vergangener Jahre ziehen wie Abenteuerfilme an mir vorüber. Tausende von Kilometern. Russland, Albanien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Polen, Tschechoslowakei, die DDR.

In unserem Haus am Rand von West-Berlin verstecken wir seit 1977 Literatur in präparierten Autos, bis zu vierzehn Kofferladungen in einem Fahrzeug. Von hier aus machen sich Kuriere auf gefährliche Fahrten in den Osten.

KGB-Agenten verfolgen mich jedes Mal, wenn ich in Moskau mein Hotel am Roten Platz verlasse. Nicht heimlich allerdings, denn sie wollen mich nervös machen, mit ihren schwarzen Lederjacken und ihren lässigen Sonnenbrillen.

Immer wieder dasselbe Spiel. Einige Stationen mit der Metro fahren. Aussteigen. Im letzten Augenblick wieder in den Zug

springen, bis alle abgeschüttelt sind. Mit dem Taxi in einen anderen Stadtteil fahren, um sich endlich frei bewegen zu können.

Ich treffe mich im Geheimen mit Leitern der Untergrundkirche oder mit verzweifelten Müttern kinderreicher Familien, die wir finanziell unterstützen, weil ihre Männer wegen ihres christlichen Glaubens in Straflager verschleppt wurden. Vor meinen nächtlichen Besuchen muss ich große Mengen Geld umtauschen, eine riskante Aufgabe.

Wir sitzen im Restaurant im Hotel Rossija, einem der am besten vom KGB beobachteten Hotels, gleich am Roten Platz. Möglichst unauffällig winke ich einen schlaksigen Kellner an meinen Tisch, flüstere ihm zu, dass ich Geld tauschen will.

„Kein Problem, kommen Sie in einer Minute zur Toilette.“

Als ich ihm die riesige Summe nenne, beginnt der Mann unkontrolliert am ganzen Körper zu zittern. Hastig bietet er mir einen guten Wechselkurs an, der aber nicht meinen Erwartungen entspricht. Das Geld soll schließlich vielen Familien in ihrer Not helfen. Da muss schon mehr herausspringen.

Ärgerlich deutet mir der Kellner an, dass ich ein Halsabschneider sei. Bei dem von mir geforderten Wechselkurs müssten seine Kinder hungern. Achselzuckend wende ich mich ab, erkläre, dass ich ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten will. Wir sollten die ganze Sache einfach auf sich beruhen lassen. Nun wird mein Gegenüber immer nervöser, denn ein so lukratives Geschäft will er sich natürlich nicht entgehen lassen.

Gemeinsam geht es durch den ersten Keller des Hotels Rossija, vorbei an Vorratsräumen und an Kammern mit Dienstkleidung für Angestellte. Im zweiten Kellergeschoss erreichen wir einen spärlich beleuchteten Raum. Ein korpulenter Mann trägt seinen „Safe“ am Körper, einen langen Mantel mit eingenähten Taschen, voll mit Banknoten. In Windeseile blättert er mit seinen dicken

Fingern durch die Bündel von Geldscheinen. Schweiß strömt vor Aufregung über sein Gesicht.

Nachdem wir uns geeinigt haben, verabreden wir uns eine Stunde später auf einer Toilette. Am vereinbarten Treffpunkt bewachen bedrohlich aussehende Männer den Eingang. Wenig später sitze ich auf einer Toilette, der Devisenhändler nebenan. Unter der Trennwand wandern Dollarscheine in eine Richtung, Rubelbündel in die andere.

„Wo sind die Papiere von dem anderen Mann?“ So ruhig wie möglich erkläre ich dem arroganten Volkspolizisten, dass die Frau meines Freundes mit den Papieren in der Botschaft sei. Noch immer leuchten die Beamten mit ihren Taschenlampen in unser Fahrzeug. Einer schaut sogar unter das Auto.

In diesem Moment muss ich daran denken, wie ich oft stundenlang an Grenzen stand, durchleuchtet von misstrauischen Zollbeamten, doch auf all den vielen Reisen hat Gott mich immer bewahrt.

Sommer 1977. Laut schnaufend quält sich unser VW Käfer über kurvenreiche Landstraßen ins rumänische Hochland. In den abgelegenen Bergdörfern sitzt man an diesem lauen Sommerabend gemütlich vor seiner Hütte und wundert sich, welches Ziel das westliche Fahrzeug wohl ansteuert.

Unser Ziel ist das letzte Dorf vor der russischen Grenze. Dort wollen Christen, versteckt unter dem Bauschutt einer Brückenbaustelle, Bibeln nach Russland schmuggeln. Meine Frau und ich haben zuvor mit einem Schweizer Ehepaar russische Bibeln in einem Wohnwagen nach Rumänien gebracht. Während unsere Frauen auf einem Campingplatz die Stellung halten, machen wir Männer uns im VW Käfer auf den Weg, um die Bibeln auszuliefern.

In einer ruhigen Seitenstraße stellen wir unser Auto ab und gehen los. Doch wie soll man in finsterster Nacht eine Hütte mit der Hausnummer 627 finden, wenn die Gebäude ohne System durchnummeriert sind?

„Entschuldigen Sie bitte, suchen Sie jemanden ...“ Wie aus dem Nichts taucht plötzlich ein Mann aus der Dunkelheit auf, spricht uns in fließendem Französisch an.

„Kommen Sie aus dem Westen?“ Wie versteinert stehen wir da. Haben wir einen Fehler gemacht?

„Wollen Sie ...“ Uns stockt der Atem, als er den Namen unserer Kontaktperson nennt. „Ich habe gerade mit meiner Frau gebetet, als uns Gott gesagt hat, dass uns heute Abend zwei junge Männer aus dem Westen besuchen werden.“

Ich habe schon viele unglaubliche Geschichten auf meinen langen Reisen erlebt, doch das hört sich einfach zu abenteuerlich an. Als unser neuer Freund seine Hütte öffnet, stehen bereits zwei Teller und zwei Gläser auf dem Tisch. Mir wird bewusst, dass uns die Familie wirklich erwartet hat.

Das Essen jedoch dreht mir fast den Magen um. Zwei Spiegeleier schwimmen auf einer Schüssel mit kaltem Fett. Dicke Milch verbreitet einen extrem strengen Geruch. Andere undefinierbare Köstlichkeiten wecken in mir das Bedürfnis, nur eine Tasse Tee zu trinken. Mein Schweizer Partner will die Gastfreundschaft nicht verletzen und würgt beide Portionen in sich hinein.

Nach dem Abendessen macht sich der Familienvater mit dem Schweizer auf den Weg, um die Bibeln zu holen. Leise schleichen sie durch das stille Dorf und können sich im letzten Augenblick in eine dunkle Toreinfahrt retten.

Vor unserem Fahrzeug steht ein uniformierter Mann, der es von allen Seiten mit einer Taschenlampe beleuchtet. Was tun? Bevor der Schweizer nachdenken kann, beginnt der Rumäne da-

rum zu beten, dass Gott seine Engel um das Fahrzeug herumstellt. Dann geht alles ganz schnell. Im Laufschrift springt der Schweizer ins Auto, fährt los. Der uniformierte Mann steht regungslos da, ist so überrascht, dass er sich nicht rühren kann.

In der Zwischenzeit warte ich, kurz vor Mitternacht, mit dem Sohn der Familie vor der Hütte. Auf den Bergen lodern Feuer russischer Grenzsoldaten. Ein betrunkenener Mann stürzt genau vor uns von seinem Fahrrad. So schnell wie möglich setzen wir ihn wieder auf sein Rad, damit er weiterfahren kann. Da kommt auch schon unser Auto ohne Licht die Straße hinuntergerast.

„Schnell ... schnell ... wir werden verfolgt ...“ In Windeseile werden die Bibeln in der Hütte versteckt. Wir verabschieden uns, bekommen noch Geschenke für unsere Frauen, machen uns dann auf die lange Rückfahrt.

Hat der uniformierte Mann in der Zwischenzeit die Polizei alarmiert? Angespannt geht es wieder zurück durch die abgelegenen Bergdörfer. Mein Beifahrer bekommt vom ungewohnten Abendessen Magen-Darmprobleme, doch es bleibt keine Zeit anzuhalten.

Als wir mitten in der Nacht wieder auf dem Campingplatz eintreffen, denken die Besitzer, dass wir auf einer der vielen Hochzeiten eingeladen waren. So werden wir freundlich an der Rezeption empfangen.

„Hatten Sie einen guten Abend ... und ... war das Essen gut ...“ Die Belohnung für all die Strapazen ist oft unbeschreiblich: Wir nehmen an einem geheimen Gottesdienst in einer kleinen Untergrundgemeinde, irgendwo in den Bergen Osteuropas, teil. Ein alter Holzfäller legt ein schweres Paket auf den Altar. Es ist in unzählige Schichten Zeitungspapier eingewickelt, das er vorsichtig mit seinen harten Baumfällerhänden auspackt. Vor der staunenden Gemeinde erscheint ein riesiger Stoß von Blättern, auf die der Mann Texte vieler Bücher der Bibel abgeschrieben hat.

Nach einem solchen Gottesdienst stellen wir Koffer, randvoll gefüllt mit Bibeln, vorn in den Gemeinderaum. Ungläubig schauen die Menschen auf die wertvollen Geschenke.

Zum ersten Mal in ihrem Leben halten sie eine eigene Bibel in ihren Händen. Sie küssen das Buch, drücken es an ihr Herz, wissen nicht, wie sie ihre Freude und Dankbarkeit ausdrücken sollen.

„Folgen Sie unserem Polizeiauto. Wenn wir blinken, bleiben Sie auf dem Parkplatz stehen. Wir werden bei der Botschaft anrufen, um Ihre Angaben zu überprüfen.“

Mein Herz rast, meine Hände zittern, als ich unsere Limousine vorsichtig aus dem Waldweg fahre, den Polizisten folge. Die Geheimverstecke sind immer noch offen, die Literatur liegt unter der Decke.

Als der Polizeiwagen blinkt, halte ich auf dem Parkplatz, direkt an einer Kirche, genau vor einem Schaukasten, in dem uns ein einladendes Plakat begrüßt. Offene Hände Jesu strecken sich mir entgegen, darunter steht: „Hab keine Angst! Hilfe ist unterwegs!“

Einer der Polizisten tritt an unser Auto heran. „Die Schweizer Botschaft hat Ihre Aussagen bestätigt. Wir wünschen Ihnen einen guten Aufenthalt in der Hauptstadt der DDR! Und passen Sie beim nächsten Mal besser auf.“ Ohne eine Miene zu verziehen, reicht mir der Polizist meinen Reisepass.

Nachdem wir unseren Auftrag ausgeführt haben, treffen wir am späten Abend wieder in West-Berlin ein und danken Gott erst einmal für diese wunderbare Bewahrung.

2. Freundschaften im rumänischen Kinderheim

Januar 1990. Mühsam quält sich unser VW-Bus über löchrige Landstraßen. Es sind nur noch wenige Kilometer bis zum Grenzübergang nach Rumänien. Das Fahrzeug ist bis unter das Dach mit Medikamenten und Bibeln beladen.

Noch vor wenigen Tagen herrschte in Berlin überschäumende Freude. Unbeschreibliche Bilder. Trabbis, so weit man sehen kann. Der Tag der großen Wende. Augenblicke, die Weltgeschichte schreiben. Mauern fallen. Träume werden wahr.

Doch in Rumänien fließt, als der Kommunismus vom Sockel gestoßen wird, im Gegensatz zur DDR viel Blut. Kurz vor unserer Fahrt nach Rumänien waren der kommunistische Diktator Nicolae Ceauşescu und seine Frau Elena am 25. Dezember 1989 vor laufender Kamera erschossen worden. Es kommt zu harten Auseinandersetzungen mit der Securitate, dem rumänischen Geheimdienst. Überall im Land wird gekämpft, Sehnsucht nach Freiheit treibt die Menschen voran. Gedämpfte Hoffnung. Was kommt nach dem Kommunismus? Wird es wirklich besser?

Auf Friedhöfen liegen Tote, von brutalen Kämpfen entstellt. Schweigend ziehen Menschen von Grab zu Grab, auf der Suche nach vermissten Verwandten, eine gespenstische Atmosphäre. Wie wird der Osten all diese Eindrücke verarbeiten? Wie soll aus Trümmern etwas Neues entstehen?

Christliche Gruppen strömen aus dem Westen in die Städte Osteuropas, singen auf Plätzen, predigen das Evangelium. Oft bleiben Hunderte von Menschen stehen, heben ihre Hände, wenn

zur Entscheidung für ein Leben mit Gott aufgerufen wird. Doch wirkliche Veränderung findet in den wenigsten Fällen statt.

Nach kurzer Zeit ist dieses Strohfeuer erloschen. Nun muss der Nachholbedarf gedeckt werden. Der Westen lockt mit Konsumgütern, mit Traumzielen.

An einem sonnigen Nachmittag rollt unser Bus durch rumänische Berge. Hinter uns liegen Straßeneinsätze, Konzerte in Roma-Dörfern, die Verteilung von Hilfsgütern an arme Familien.

Auf geht's zu einem rumänischen Kinderheim. Handpuppenspiele, Lieder, biblische Geschichten – alles ist gut vorbereitet. Danach wollen wir mit den Jungen und Mädchen spielen.

Zögernd tritt eine Übersetzerin ans Busmikrofon, schenkt uns Einblicke in die Lebensgeschichten der Kinder, die wir besuchen wollen. Sie sind schwer behindert. Einige haben keine Arme, keine Beine, wieder andere haben Aids.

Plötzlich wird es ganz still im Bus. Manche der Teilnehmer dieses Einsatzes sind zum ersten Mal dabei und wussten vorher nicht, was sie in diesem Heim erwartet. Die überschäumende Freude ist von einem Augenblick auf den anderen verflogen. Doch da wird auch schon die Bustür mit lautem „Hallo“ aufgerissen. Man zerrt uns freudig aus dem Fahrzeug, denn niemand will länger auf die heiß ersehnten Gäste warten.

Schreien und Lachen schallen über den Platz. Obwohl wir die Sprache nicht verstehen, können wir uns mit Händen und Füßen verständlich machen. Mitgebrachte Bälle werden ausgepackt, ein Puppentheater aufgestellt.

Alle sind ausgelassen, fröhlich. Alle, bis auf einen Jungen, der zornig in seinem Rollstuhl hockt. Er kann und will sich nicht mitfreuen. Was ist los mit ihm? Vorsichtig stelle ich mich mit einem Übersetzer neben ihn.

„Ich heiße Burkhard, wie heißt du?“

„Nikolai“, brummt er seine mrrische Antwort vor sich hin.

„Nikolai, was ist los mit dir? Du siehst gar nicht glücklich aus.“

Da sprudelt es auch schon aus ihm heraus. Im vergangenen Jahr hatte unsere Mission das Kinderheim schon einmal mit einer anderen Teilnehmergruppe besucht. Damals freundete er sich mit Peter an, einem jungen Mann aus unserer Gruppe, der ihm versprach zurückzukommen.

Das ganze Jahr zehrte Nikolai von dieser Freundschaft. Nun erwartete er, dass Peter aus dem Bus steigen würde und war zu tiefst enttäuscht, dass er nicht mitgekommen war.

Was sollte ich tun? Nikolai lässt sich nicht beruhigen. Da fällt mein Blick auf Mike, einen bärenstarken Kleiderschrank aus den USA. Als ich ihm die Geschichte erzähle, will er natürlich sofort helfen. Langsam geht er auf den Rollstuhl zu, kniet vor Nikolai nieder, um auf Augenhöhe mit ihm zu sein.

„Nikolai, es ist traurig, dass dein Freund Peter sein Versprechen nicht gehalten hat, dass er nicht mitgekommen ist. Ich heiße Mike, willst du mein Freund sein?“

Lange schaut Nikolai auf Mike, sitzt regungslos in seinem Rollstuhl. Plötzlich ergreift er die Hand des Amerikaners und flüstert: „Mike, lass uns gehen!“

Es wird ein großartiger Nachmittag. Gespannt verfolgen Jungen und Mädchen Handpuppenspiele, eine biblische Geschichte. Begeistert lernen sie mit uns neue Lieder.

Den Höhepunkt bildet ein gemeinsames Fußballspiel. Blitzschnell rasen Jungen über das Feld, versuchen mit ihren Krücken den Ball zu treffen. Wenn sie stattdessen ein Schienbein erwischen, erschallt lautes Gelächter. Das Tor hütet ein Junge, der keine Beine hat.

Am Rand steht Mike. Bei ihm sitzt Nikolai in seinem Rollstuhl, strahlt über sein ganzes Gesicht. Jeder spürt, wie glücklich er ist.

Stunden später heißt es Abschied nehmen. Ein unvergesslicher Nachmittag geht zu Ende. Freundschaften wurden geschlossen, doch keine ist so tief wie die zwischen Mike und Nikolai.

Der Bus rollt an. Fröhlich winken Jungen und Mädchen hinter uns her. Stolz trägt Nikolai die coole Sonnenbrille, die ihm sein neuer Freund geschenkt hat. Ganz hinten im Bus sitzt Mike, unser amerikanischer Kleiderschrank, schluchzt wie ein kleines Kind.

Gedankenversunken schaue ich aus dem Fenster. Eine alte Großmutter führt eine ausgemergelte Kuh am Straßenrand zum Fressen entlang, weil sie keine eigene Weide hat. Müde Familien schuften mit einfachsten Werkzeugen auf ihren Feldern, in der Hoffnung auf eine gute Ernte vor dem nächsten brutalen Winter. Schmutzige Kinder mit zerrissenen Kleidern spielen vor heruntergekommenen Hütten.

Plötzlich schießt mir ein Gedanke durch den Kopf, der mich nicht mehr loslässt. Nikolai hat auf seinen Freund Peter gewartet, hat *etwas erwartet*. Er hat erwartet, dass Peter neue Freude und Hoffnung in seinen trostlosen Alltag bringen würde. Ich denke darüber nach, dass wohl viele Menschen wie Nikolai bewusst oder unbewusst enttäuscht sind, weil niemand zu ihnen kommt, da wir Christen unseren von Gott gegebenen Auftrag nicht wahrnehmen.

In diesem Augenblick werde ich ganz still, bete: „Himmlicher Vater, hilf mir, den Erwartungen dieser Menschen, aber ganz besonders *deinen* Erwartungen gerecht zu werden!“